

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 258.

Montag, 4. November.

1929.

(16. Fortsetzung.)

Die Faust im Ring.

Ein Boxerroman von Kurt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

"Sie vergessen ganz Ihre Rolle", meinte Lebede und goß wieder die Gläser voll.

Ja, diese Rolle hätte Hans in der Tat ganz vergessen, diese Rolle, die so schwer war. Das Herz preßte sich bei dem Gedanken, daß sie so schlecht von ihm gesprochen. Aber dieser Herr Macenauer schien ihr ja sehr zu gefallen, der verstand es wohl auch besser, zu sagen, was ihm am Herzen lag.

"Herr Lebede, Sie werden am Telephon verlangt", sagte der Ober.

"Entschuldigt einen Moment, Kinder."

Weg war er.

"Wollen Sie sich nicht zu mir aufs Sofa setzen, Herr Frank? Sie sehen hier besser."

In der Tat, man sah hier besser, auch den Tisch Nummer 12. Jetzt ging auch der Vorhang hoch, der Conferencier erschien und kündigte eine Spitzentänzerin an. Jedes bessere Programm beginnt mit einer Spitzentänzerin. "Wo bleibt Lebede?"

"Der wird wohl abgerufen sein", lachte Erna, "der kommt ja bald nicht wieder."

"Macht nichts, wir werden uns auch allein amüsieren, Herr Ober, noch eine Flasche!"

Was hassen jetzt die dummen Gedanken? Herunterspülen mußte man die. Ein schöner Traum war ausgeträumt, Schluß damit. "Ober, noch eine Flasche!" Er kam langsam ins richtige Fahrwasser, und der Abend verlief vollkommen programmäßig, wenn man sich überlegt, daß das Programm von Macenauer stammte. Olga ging es nicht viel anders. Anton hatte ihr erzählt, Hans wisse, daß sie herkomme, und sei mit diesem Mädchen nur erschienen, um ihr zu beweisen, daß er sie durchaus nicht nötig habe. Ihre letzten Zweifel mußten behoben sein.

"Meine Damen und Herren, über unsern illustren Gast, den ich jetzt auf Sie loslässe, brauche ich keine Worte zu verlieren. Sie sind ja alle nur hergekommen, um ihn zu sehen. Sein Name spricht für ihn und seine Taten: Emmanuele Tourini!"

Der Conferencier verschwand, und statt seiner stand plötzlich, ohne daß ihn jemand hatte kommen sehen, ein kleiner, eleganter, schwarzhäufiger, geschmeidiger Mann auf der Bühne, mit klugen, fast listig blgenden Augen. Er trug das Haar in der Mitte gescheitelt und einen nach neuester Mode gearbeiteten lila Frack, hatte eine weiße Binde in der Hand, die ihm eine Dame, die ihn begleitete, jetzt um die Augen legte. In gebrochenem Deutsch kündigte sie an, daß sie nunmehr von Tisch zu Tisch gehen und Fragen stellen werde, die Tourini, ohne zu zögern, alle sofort und richtig beantworten könne. Sie bitte, ihr Karten, Dokumente und ähnliche schwer erratbare Dinge aushändigen zu wollen. Dann ging sie die drei Stufen vom Podium hinab, trat über das Parkett herüber zu den Tischen und begann ihren Rundgang.

Was dieser Mann leistete, war in der Tat erstaunlich. Daß er nichts sehen konnte hinter der Binde, war fraglos, aber auch wenn er etwas hätte sehen können, würde ihm das nichts genutzt haben. Seine Partnerin, die ihm ständig den Rücken zukehrte, hielt die Gegenstände derart, daß auf diese Entfernung nichts zu er-

kennen war. Aber Tourini wußte alles, riet alles, erkannte alles, Zahlen, Ziffern, Namen, Städte, Berufe, Konfessionen, Farben, Daten, was man wollte.

"Was halte ich in meiner Hand?", fragte die Dame.

"Das ist ein Führerschein 3b mit der Nummer 22 446, ausgestellt auf den Namen Berthold Krawatin, geboren am 12. Juli 1886 zu Osnabrück. Der Herr ist in einem Opelwagen hergefahren, 10/40 PS., der Wagen steht draußen vor der Tür, rotlackiert, der linke Vorderreifen ist geslickt."

Das Publikum sah sich staunend an, der Herr Krawatin hatte nicht mal Gelegenheit, "Stimmt" zu sagen, so weit offen stand sein Mund.

"Was habe ich hier bekommen zu sehen?"

"Das ist eine Karte, in französischer Sprache geschrieben, am 16. Mai ausgegeben in Tunis von einem Monsieur Fraselle in einen Herrn Alois Kirchbaum zu Berlin, Weinmeisterstraße 20. Die Karte stellt Sandhügel dar und ein Stück Meer, der Inhalt sind Grüße und die Mitteilung, daß es dem Absender wohl ergehe."

"Wer ist dieser Herr, auf den ich zeige?"

"Dieser Herr ist ein berühmter Boxer, mit Namen Hans Frank; er ist gekommen mit seiner Braut. Die Hochzeit beider findet in wenigen Wochen statt . . ."

Erna schrie auf vor Vergnügen, sie ahnte, daß die Geschichte bestellt war, und das amüsierte sie herrlich, besonders da Hans blutrot anlief und einen erstickten Blick zum Tisch Nummer 12 hinüberwarf. Aber auch auf andere Leute schien die letzte Lüsterung Tourinis den Eindruck gemacht zu haben, als sei sie bestellt worden, denn Olga hatte bereits den Saal verlassen, und Hans sah nur noch, wie Macenauer mit dem Kellner abrechnete.

"Na?", fragte Lebede und kam, eine große Havanna rauchend, die ihm Macenauer geschenkt, auf dem Flur dem Spender entgegen, "wie geht's?"

"Ich glaube gut."

Anton legte ab und trat ins Zimmer.

"Das gnädige Fräulein geruht, sehr erhest zu sein. Wenn nur Erna keine Dummheiten macht."

Die Glöckchen schrillte dreimal. Die beiden sahen sich an wie zwei Verbrecher. "Wer kann das sein?"

Lebede verschwand auf geräuschlosen Pantoffeln, kam nach einigen Minuten wieder die Treppen heraus, vor ihm her Erna, ganz echauffiert.

"Was willst du denn hier?"

Anton begann Unheil zu ahnen. Er drückte sie in einen Sessel, aber sie konnte nicht reden, schnappte immerzu nach Luft. "Nu sag doch schon was."

Beide waren ungebüldig, Lebede hatte sogar seine Havanna vergessen, die einsam auf dem Tisch ein Loch in die Decke brannte.

"Ein feiner Junge, den ihr mir da angedreht habt" brachte sie mit Mühe heraus. "Als der Tourini gesagt hatte, ich sei seine Braut, da befam er 'nen feuerroten Kopf, guckte nach eurem Tisch rüber, und als das Mädchen verschwunden war, stand er auf, warf hundert Mark auf den Tisch, winkte dem Ober, sagte 'Stimmt so' und verschwand. Ich natürlich wie 'ne Tollte hinter ihm her, erwische ihn draußen vor der Tür, wo er Ums-

schau hält. Ich sage: „Nanu, was ist denn los?“ Was tut das Jungchen? Es ist ganz aufgeregzt und sagt nur: „Entschuldigen Sie, ich bin eilig“ und springt auf den nächsten Autobus. Ein Wagen war gerade nicht zu kriegen. Was sagt ihr nun?“ Sie war ehrlich empört. Anton und sein Kompagnon wechselten einen raschen Blick. Wie werden wir das Mädchen los, hieß er. Doch im Augenblick wußte keiner einen Rat.

Vor dem Haus Grünbergallee 2 stand im tiefen Dunkel der Nacht ein Mann, groß, schlank, breit Schultrig, die Hände in den Taschen des Mantels vergraben, und starnte hinauf zu einem Fenster, hinter dessen gelben Vorhängen mattes Licht schimmerte. Es war ein letztes Abschiednehmen und eine letzte Hoffnung. Wenn sie die Gardinen ein wenig zurückschlug und auf die Straße blickte . . . vielleicht . . .

Aber Olga Gedovius lag längst in ihren Kissen und weinte, weinte in wilder Herzensnot dem schönsten und letzten ihrer Mädchenträume nach.

Am nächsten Morgen bereits stand in allen Blättern zu lesen, daß Hans Frank das Angebot Phil Campfords angenommen habe und sich mit seinem Manager Sam Somerset bereits in wenigen Tagen auf der „Beren-garia“ nach New York einschiffen werde, um sich rechtzeitig an das amerikanische Klima zu gewöhnen. Natürlich stand auch der Zug angegeben, der die beiden nach Hamburg bringen würde, und so war es kein Wunder, daß der Bahnhof überfüllt war mit Menschen, die Frank das Abschiedsgeleit geben wollten. Zeigen mußte man ihnen, daß sie Freunde hatten in der Heimat, damit ein Sieg für die deutsche Sache im fremden Lande nicht so schwer falle.

Hans stand, in jedem Arm einen Berg Blumen, am Fenster seines Abteils und schaute, mit Tränen in den Augen, über die unabsehbare Mengenmenge hinweg, aber die eine, auf die er immer noch hoffte, war nicht gekommen.

„Schluß!“, sagte er auf einmal so laut, daß Sam erstaunt fragte, was ihm fehle.

„Ah, nichts . . . sie sollen endlich Schluß machen mit dem Rummel, damit der Zug abfahren kann.“

Phil Campford, ein hundertprozentiger Amerikaner, saß in seinem breiten Drehessel, bediente zur gleichen Zeit zwei Telephone und verhandelte nebenher mit einem dicken Mann, der auf den Namen Sabin hörte und seit Jahren den Weltmeister Tex Taylor manageerte. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, denn im 47. Stockwerk des Horstbuildings war immer eine furchtbare Hitze, und erklärte, er werde jetzt auf der Stelle und sofort gehen, wenn ihm Phil nicht endlich ein vernünftiges Angebot mache. Zu einer Verhandlung war es nämlich seit Stunden noch nicht gekommen, weil Campford, einer der meistbeschäftigt Männer von New York, ohne Pause das Telefon bedienen mußte.

„Ja, hier Campford . . .“

Er hob den linken Hörer, der Armel fiel zurück, Phil arbeitete nur in Hemdärmeln, und auf dem starken, muskulösen Unterarm wurden Tätowierungen sichtbar, die noch aus der Zeit stammten, da Campford als Heizer auf kleinen indischen Dschunken gefahren war.

„Ja, hier Campford . . . einen Moment, Sabin, wir werden einig, aber hier ist die „Evening News“ und will noch was wissen . . . Jawohl, mein lieber Carter . . . Wie? Das kann ich mir denken, ja, ganz Europa wundert sich auch, warum ich Frank engagiert habe. Die Sache ist doch einfach. Taylor hat jetzt zehn Monate seinen Titel nicht verteidigt, muß mal wieder kämpfen, und der einzige wirkliche Anwärter auf die Meisterschaft ist Via Fulton, aber das ist ein Nigger, und ehe ich den nehme, eher gebe ich schon einem Europäer die Börse . . . Und die Chance? Aber mein bester Carter, eine Chance hat der Junge nicht, darauf können Sie sich verlassen. Aber schreiben Sie das nicht, schreiben Sie . . . Na, wem erzähle ich das?“

„Ja, hier Campford . . . Nein, Frank ist keine „Flasche“, ist ein reell guter Mann, der eine prächtige Faust schlägt. Zum Spaß wird man nicht Europa-meister . . .“

„Brüll nicht so dummkopfisch, überall fragen die Leute, o“ Frank nicht eine Chance habe, sogar die „Evening News“. Das kommt davon, weil du Taylor so lange nicht herausgestellt hast.“

„Das kommt davon, weil du so wenig geboten hast“

„Was denn? Sind 80 000 Dollar kein Geld? Das ist ein Schweinegeld für deinen Mann, der keine vierzig wert ist.“

Sabin machte Anstalten, aufzustehen, was ihm schwer fiel. Deshalb blieb er sitzen. Judem mußte er das Geld haben.

„Bleib sitzen, wir werden schon einig . . . Ja, hier Campford! Unsinn! Wer hat das gesagt? Die Arena muß 150 000 Sitzplätze haben, sonst reichen wir nicht; von Stehplätzen will ich nichts wissen . . . Ja, hier Campford! Was? Das Beiprogramm? Wissen wir selber noch nicht. Lieber Herr, wenn Sie wüßten, was wir alles noch nicht wissen . . .“

„Run zu uns! Also Frank bekommt 50 000 Dollar.“

„Biel zu viel für den Deutschen.“

„Möglich, aber geheimhalten lassen sich die Börsen auf die Dauer nicht, und wenn man mit allen unter einer Decke steht. Also! Wenn die Leute aber hören, Frank bekommt das, was er wert ist, nämlich 10 000 Dollar, dann kommt doch kein Mensch zu dem Kampf.“

Sabin nickte. „Ich habe sowieso vor . . .“

„Ja, hier Campford. Die Gagen wollen Sie wissen? Wir verhandeln noch, ich habe vorsätzlich Frank 60 000 Dollar geboten, aber er hat abgelehnt. Ja, mein Lieber, die Europäer wissen auch schon, was sie fordern. Der Mann ist primaprima, und nur aus steuerlichen Grüünden haben wir 50 000 in die Zeitungen lanciert, er bekommt aber wahrscheinlich 75 000. Und Taylor? Ja, was soll man einem Weltmeister bieten? Der hat zu fordern und bekommt, was er will. 125 000 muß ich schon anlegen, wenn er beide Fäuste in den Kampf haben soll, aber ich hoffe stark auf die Unterstützung der Presse, sonst kann ich nicht auf die Kosten kommen . . .“

Durch eine schmale Öffnung im Schreibtisch flogen, mit Preßluft hereinfördert, die neuesten Mittagsblätter. Beide griffen hastig danach und blätterten darin herum.

„Immer wieder dasselbe. Frank taugt nicht viel, und Taylor hat zu lange nicht gesuchten. Der Kampf kann nichts taugen. Wie soll daraus ein Geschäft werden?“

„Richtige Reklame machen, ein paar Tricks, darauf verstehst du dich doch, und darauf fallen sie immer wieder herein. Und wo das nicht hilft, da helfen ein paar Dollar nach.“

„Wem sagst du das? Glaubst du, ich weiß nicht auch, daß die Sensationsblätter jetzt den Kampf so madig machen, weil sie hoffen, es fällt was für sie ab? Ich war mal in Europa, da hatten sie in London eine ähnliche Situation, und ich machte den gleichen Vorschlag wie du jetzt. Da haben sie mich einfach ausgelacht. Mit Geld ist dort nichts zu machen.“

„Kommen wir zum Ziel“, sagte Sabin.

„Gut, 90 000 ist mein letztes Wort.“

„100!“

„90! oder . . .“

„Oder?“

„Ich nehme den Nigger, und du kannst sehen, wo du mit seiner Krampfe verhungert.“

Sabin blinzelte, aber Campford machte mit aller Gewalt eine finstere Miene, und so zog der Dicke sein Taschentuch und hielt es hoch. Weiße Fahne, er ergab sich. Der Vertrag, den Phil schon seit Tagen in der Schublade liegen hatte, wurde ausgefüllt und unterschrieben.

Als der Dicke verschwunden war, lachte Phil Campford ein leises, fast unhörbares Lachen.

„Der Trottel! 120 hätte er haben können. So groß wird der Kampf werden!“

Und er klingelte nach einem Eiswasser.

Draußen schwenkte Sabin den noch feuchten Vertrag hin und her.

„Der Dummkopf, für 60 hätte er ihn bekommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine böse Nacht.

Von Hugo v. Kölle.

Als vor kurzem der erste Herbststurm mit gewaltigen Regengüssen einsetzte und die ganze Nacht hindurch brauste, lag ich gemütlich in meiner Wohnung und konnte dem Toben der Elemente aus sicherem Geborgensein zuhören. Da fiel mir eine Episode ein, bei der ich in einer ähnlichen Nacht um dieselbe Jahreszeit ohne Schutz den wütenden Elementen stand halten mußte und zugleich die Verantwortung für sechzig Mann und sechzig Pferde zu tragen hatte, die mit mir das gleiche Schicksal teilten.

Es war zu der Zeit, als Bulgarien noch von Räuberbanden heimgesucht und in dauernder Unruhe gehalten wurde. Im Soldatenleben müssen Befehle befolgt werden, ohne Rücksicht darauf, ob sie leicht oder schwer auszuführen sind. So war ich es gewohnt gewesen als deutscher Offizier, und diese Disziplin hatte ich mitgenommen nach Bulgarien, wo ich unter dem Fürsten Alexander I. bei dem damals einzigen bulgarischen Kavallerieregiment angestellt war.

Von unserem Regiment waren zwei Sotnien (Schwadronen) in die Dobrudscha zur Bekämpfung des Bandenwesens kommandiert. Zwei Jahre hindurch hatten wir in oft harten Kämpfen gegen die Räuber gekämpft, als unser Regiment in Schumla zusammengezogen wurde. Aber die Einwohner der Dobrudscha hatten sich in Sofia darüber beschwert, daß man ihnen die Kavallerie genommen hatte, die doch allein in der Lage war, die durchweg gut berittenen Banden aus dem Lande zu treiben. Die Folge davon war, daß ich mit einer Halbschwadron sofort wieder in die Dobrudscha kommandiert wurde. Ich nahm in dem Städtchen Dobritsch Quartier und machte von hier aus Streifzüge. Es kam nur selten zu kleinen Gefechten, im allgemeinen herrschte Ruhe. „...“ meine Leute mit Garnisonsdienst.

Eines Morgens erreichte mich der telegraphische Befehl, mit meiner Halbschwadron sofort nach Schumla zurückzufahren. Am nächsten Vormittag um zehn Uhr sollte eine Besichtigung des Regiments auf dem Exerzierplatz bei Schumla stattfinden, wobei auch meine Leute mit in der Front stehen sollten. Das war eine recht schwierige Aufgabe für mich. Die Halbschwadron war in Bürgerquartieren in der ganzen Stadt verteilt. Bis ich sie zusammenkam, verging immerhin einige Zeit. Sie mußte dann doch erst ihre Sachen verpacken, die Pferde füttern und alle sonstigen Vorbereitungen für den langen Marsch treffen. Um neun Uhr hatte mich der Befehl erreicht, um elf Uhr waren wir marschbereit.

Von Dobritsch nach Schumla betrug die Wegstrecke 110 bis 120 Kilometer. Für einen einzelnen gut berittenen Mann keine große Leistung in etwa 22 Stunden. Aber mit einer Halbschwadron von nicht sehr leistungsfähigen Pferden und durchweg jungen, noch mangelhaft ausgebildeten Leuten immerhin eine schwierige Sache. Dazu herrschte recht ungünstiges Wetter. Es regnete in Strömen, die Wege waren durchweicht. Und in etwa 22 Stunden sollten wir nicht nur an Ort und Stelle sein, sondern auch in einem Zustand, wie er bei einer Besichtigung verlangt wird. Es war mir von vornherein klar, daß wir keine Nachtruhe machen durften. Wie wir aber in stadtuntypischer Nacht und bei diesem Wetter über die Berge östlich von Schumla kommen würden, war mir durchaus noch nicht klar. Ich muß gestehen, daß das Gefühl der Verantwortlichkeit für meine Leute und Pferde schwer auf mir lastete. Die Umstände, unter denen ich sie zu führen hatte, waren die denkbare ungünstigsten. Aber als einziger deutscher Offizier in der bulgarischen Armee durfte ich hier nicht verlieren. Und ich ritt mit meinen sechzig Mann ab. Wir mußten, um die nötigen Aufenthalte zum Füttern usw. herauszuschlagen, mindestens 7 bis 8 Kilometer in der Stunde zurücklegen. Das war im Schritt natürlich nicht zu machen; es mußten auch schnellere Gangarten angeschlagen werden. Bei diesem Wetter! Auf diesen Wegen!

So lange es hell war, ging es trotz alledem noch ganz leidlich. Aber bei dem trüben Wetter wurde es schon gegen sechs Uhr siemlich dunkel, um 7 Uhr war es Nacht. Der Regen nahm immer noch zu. Die Leute waren bis auf die Haut durchnäht, die Pferde wurden matt, da sie auf dem schlüpfrigen Boden nicht festen Fuß fassen konnten. Ich durfte ihnen aber keine längere Ruhe mehr gönnen, die Zeit erlaubte es nicht. Und der beschwerlichste Teil des Marsches kam nun erst in den Bergen. Ich fürchtete, daß einzelne meiner Leute sich rückwärts drücken würden und ließ deshalb zwei energische Unteroffiziere am Ende meiner Kolonne reiten. Ich selbst übernahm die Tete, um den Weg zu suchen und zu finden.

Am Fuße der Berge mußten wir oft durch große Wasserlächen reiten. Ausweichen gab es nicht, bei der undurchdringlichen Finsternis konnte man nicht wissen, wohin man geriet. Ohrenbetäubend brauste der Sturm um uns und

vertikal aus den Regen ins Gesicht. Das war unheure Lasse geradezu verängstigend. Man sah die Hand vor Augen nicht. Rechts neben uns stieg eine steile Bergwand empor. Wir ritten also auf einem schmalen Weg, der sich an dieser Bergwand hinzog. Links von uns fiel der Abhang ebenso steil ab.

Plötzlich ertönte von hinten Rufe: „Halt — halt!“ Sofort ließ ich halten. Was war los? Ein Pferd war auf dem schlüpfrigen Boden ausgeglitten, hatte im Fallen auch den Nebenmann mitgerissen, beide waren vom Wege verschwunden. Auch das noch! Ich war sogleich aus dem Sattel gesprungen und hatte mich bis zur Unfallstelle durchgedrängt. Sehen konnte man nichts, aber durch Zurufe feststellen, daß die Pferde mit ihren Reitern nur etwa 1½ Meter abgerutscht waren und wohlbehalten auf festem Boden, wenn auch einige Zoll tief im Wasser standen. Mit Hilfe einiger handfester Leute konnten wir die beiden Soldaten und Pferde wieder auf den Weg befördern. Nunmehr ließ ich absitzen und die Pferde führen. Nunmehr strömte unaufhaltsam weiter. Die Zeit verrann. Wir mußten vorwärts — schnell vorwärts! In diesem jämmerlichen, unbeschreiblich schmutzigen Zustand konnten wir uns nicht bei der Besichtigung zeigen. Wir mußten uns vorher reinigen. Jede Minute war kostbar.

Ich wußte, daß jenseits der Bergzüge ein Dorf lag, etwa 15 Kilometer von Schumla entfernt. Wenn ich dies Dorf noch in der Nacht erreichte, so konnten wir einige Stunden darauf verweilen, unsere Pferde und Leute in einen einigermaßen beschäftigungsfähigen Zustand zu bringen und, wenn alles gut ging, um zehn Uhr auf dem Exerzierplatz sein. Also — vorwärts!

Als wir den letzten Berggrünen mit mehr Glück als — überschritten hatten, hörte der Regen plötzlich auf. Der Himmel wurde klar. „Aufwachen! Eskadron Trab!“ Ab und zu rief ich nach rückwärts: „Kurze Zügel, Schenkel ran!“ Der Weg war noch sehr glitschig; aber wir läufen ohne Unfall bis an das ersehnte Dorf. Es war etwa vier Uhr morgens.

Alarm! Alle Einwohner aus den Betten! In jedem Hause Feuer anmachen! Den Pferden Beine und Bauch waschen. Dann in die Ställe, trocken reiben, abtüttern! Zwischenzeit mußten die Hausfrauen für die Leute Jungen, Kaffee kochen, Stullen machen, und vor allem die Uniformen am Feuer, so gut es ging, trocknen.

Und es klapperte! Wir alle waren ja noch reichlich feucht am Leibe, als wir wieder in den Sattel stiegen; aber wir sahen äußerlich wenigstens blitzeblank aus. Nach dem Regen gab es keinen Staub auf der Landstraße, und wir trabten munter in den sonnigen Morgen hinein. Eine halbe Stunde vor der Besichtigung hielten wir auf dem Exerzierplatz.

Es war die böseste Nacht, die ich bis dahin in verantwortlicher Stellung durchlebt hatte.

Der Neger.

Von Richard Gerloch.

In einem der wenigen Londoner Klubs, die auch Farbige aufnehmen, lernte ich Joyce kennen; einen Bantunegu reinsten Typs, Sprach aus „königlichem“ Hause, gekennzeichnet durch drei parallele Ziernarben auf jeder Wange. Er studierte an der Kings-Universität Nationalökonomie und Jura, sprach neben englisch auch etwas deutsch und war alles in allem ein höchst intelligenter Bursche, dem zum Überfluss ein recht anständiger Monatswechsel zur Verfügung stand; denn sein Vater, der Dorfhauptling in Nigeria war, ließ sich die Ausbildung des Thronerben etwas kosten.

Da saß er im Sessel und hielt in seiner schmalen Hand die Teetasse so elegant, als hätten seine Vorfahren nie etwas anderes getan. Er lächelte stets heiter und aufgeräumt und zeigte dann seine schneeweißen tadellosen Zähne. Er war so harmlos und fröhlich, wie wohl nur Naturkinder sein können.

Nach und nach erzählte er mir seine ganze, wenig komplizierte Geschichte. Seine Verlobte, die Tochter eines Nachbarkönigs, studierte ebenfalls in London, und zwar Medizin. „Das Gesundheitswesen liegt nämlich noch bei uns im argen“, erklärte Joyce.

„Aha, und Sie studieren also Jura, damit die Weisen Sie später nicht zu sehr übers Ohr hauen?“

„Ganz richtig.“ Der Club stand auch Studentinnen offen. Die kleine Negerin kam ein- und das anderemal mit. Daß sie ein zartes und anmutiges Geschöpf, etwas heller, vielleicht von Suaheli-Vorfahren abstammend. Sie trug ihr krauses Haar ganz kurz, der Kopf aber neigte sich leicht und edel auf dem schmalen Hals.

Die Inden waren zahlreich im Club, auch einige Koreaner sowie amerikanische Neger und Mulatten. Aber zwischen den übrigen Farbigen war ein großer Unterschied. Die Asiaten verkleideten sich mit einer gewissen Ironie zu Europäern, sie nahmen die Huldigungen und den Flirt der

sensationslüsternen weißen Mädels gern bin; doch blidten sie mit Verachtung auf die Wahllosigkeit, die hier regierte. Trotz ihrer Höhslichkeit und glatten Gewandtheit blieben sie unheimlich. Die amerikanischen Neger hatten im Grunde die Gewohnheiten, Ansprüche und Erfolgsgesinnung der Vankees. Sie imitierten zwar Naturläufigkeit und Urvolksthimus in gelegentlichen Jazzausgängen, doch es war zu merken, daß sie höchstens Heimatlose waren, die längst ihre eigene Sprache verlernt hatten. Joyce aber war ungebrochen und edt. Er hatte noch die Schönheit des Tieres. Vor ihm lag klar gezeichnet die Zukunft und, wie er hoffte, der Segen seines Volkes.

Er brachte mir einen Band afrikanischer Ethnologie mit und schlug eine Photographie auf. Ein dicker, weißhaariger Neger lauerte würdevoll auf einem barbarisch geschnittenen Holzsessel, geschmückt mit Leopardenfellen, in der Hand eine Flinte. Frauen standen um ihn herum, die Arme versiert mit geschmiedeten Ringen. An den Seiten stützten sich Krieger auf ihre Schilde.

„Mein Vater“ erläuterte Joyce. „Ich habe die Aufnahme früher selbst gemacht und dem anthropologischen Institut eingereicht. Sie denken nun gewiß, wir sind halbe Menschenfresser. Aber wir müssen uns kleiden wie unsere Freunde. Wir achten die alten Sitten. Außerdem ist diese Tracht in unserem Klima die bequemste.“

„So werden auch Sie wieder das Leopardenfell tragen?“

„Ja, natürlich.“

Da hatte ich bisher gemeint, dieser junge Barbige unterschiede sich eigentlich durch nichts von uns. Und nun gestand er mir, daß er in Wirklichkeit einer fast prähistorischen Welt angehörte. Er wußte den Speer zu schleudern, er konnte sicher tausend Dinge, von denen ich nicht einmal eine Vorstellung hatte. Er verstand Elefanten und Löwen aufzuspüren. Und wahrscheinlich schliefen in seinem Gehirn neben der eben erworbenen Wissenschaft der Hochschulen alle die Jahrtausende alten Gedanken von Ahnenverehrung, Fetischismus und Geisterkult. Aber brav lernte er hier die Ansichten Taylors und Marxs kennen, wußte, was ein Kaufvertrag ist, wie man mit Dieben und Betrügern zu Recht verfuhr und nahm alles gebüldig und heiter lächelnd in sich auf.

Gar nicht aufregend war diese Freundschaft zwischen den beiden Verlobten. Sie benahmen sich zuvorkommend und ohne Hast gegeneinander.

Haben Sie denn keine Angst um das Kind hier in dem riesigen London? Sie ist doch sehr hübsch?“

„Nein“ antwortete er, „wir sind fest versprochen.“

Dann kam der König aus Nigeria mit seinem Minister für einige Wochen nach London. Er war wie sonst ein Gentleman gekleidet, und sah recht zuverlässig und ernst aus, wie ein Hotelportier in Zivil.

Zu viert lachten sie in einem schönen Automobil und besuchten Wimbledon und Richmond, Konzertsäle, Varietés, Krankenhäuser, Fabriken und was ihnen sonst wissenswert erschien. Spielten eigneten sie sich die Errungenheiten der Kultur an und gaben sich ruhig und sicher, als wären sie in ihrem Element. Die Engländer lassen ihre Vasallen gewähren, obgleich eine unsichtbare Mauer bestehen bleibt. Dafür würde also die Kranken in ihrem Dorf heilen, Joyce würde mit der Regierung fertig werden, sie bräuchten Technik und Apparate mit. Aber die Untertanen wohnten, wie immer, friedlich in ihren Lehmhütten und bauten Hirse und Mais wie zuvor. Sie konnten noch lachen und glücklich sein, denn sie waren bedürfnislos. Sie hatten keine Angst vor den Europäern, in ihren Breitengraden lauerte das Fieber und vertilgte alle Fremden schneller als Aufruhr und Krieg.

Der Vater reiste wieder ab, und nichts Außerordentliches war passiert. Noch zwei Jahre, und Joyce durfte mit der Braut heimkehren. Liebenswürdig und ohne Hinterhalt funkelte er mich an.

Er rauchte dieselbe Zigarettenmarke wie ich. Zwischen uns lagen vielleicht Jahrtausende. Die Hautfarbe trennte uns. Und doch verstanden wir uns in diesem. Wir wurden betraute Freunde.

Glück auf den Weg, Joyce!

Das Abenteuer.

Von Frank F. Braun.

Olga war blond, von jener berührenden Blondheit, die die Männer anzweifeln und anbeten. Sie hatte dunkelblaue Augen, und ihr Mund war ein rotes Herz.

Es war vier Uhr nachmittags, und sie saß im Café. Sie war nicht verabredet. Sie erwartete niemanden. Was sie wollte...? Inzwischen las sie jedenfalls eine Zeitung.

Ihr Gegenüber war ein kleiner, dunkler Mann. Er saß vor seiner Tasse, aber er rührte sie nicht an. Diese Blondine

schien ihn zu faszinieren. Er versuchte einen Blick hinter die Zeitung zu tun, er beugte sich zur Seite, aber er sah nur die hochblonden Locken an der sattgetönten Schläfe. Diese Schläfe wies dünne, blaue Aderen. Eine entzündende Nuance.

Olga legte es nicht darauf an, sich zu verstecken. Sie senkte die Zeitung ein wenig, ganz wenig nur. Sie wußte, wie diese Abertönung der Schläfe das Gesicht durchgesetzt machte. Verschloßen musterte sie den kleinen, dunklen Mann. Er gefiel ihr. Das war ihr Typ. Er hatte den harten Mund; er hatte ein eckiges Kinn. Gewiß besaß er einen gut gezogenen Hund im Hause. Seine Hände waren nicht klein, aber das hätte sie auch enttäuscht. Diese Hände besaßen lange, schmale Finger.

Der kleine, dunkle Mann wandte den Blick ab. Er sah stilllos gegen die Wand.

Er hat Takt, wußte sie; sie rührte in ihrem Kaffee. Der Löffel klimpte ein wenig an — Da holte der Mann den Blick zurück; er sah sie an — schaute ihr mitten ins Gesicht. Wurde ein Lächeln aus diesem Blick? Sie wartete es nicht ab. Sie erfaßte die Sekunde und versenkte sich wieder in die Zeitung. Aber der Blick blieb; sie spürte ihn durch das Papier. Diese fremden Augen rührten sie an, streichelten sie. Ihre Finger bebten; das Blatt rauschte ein wenig. Sie mußte es sinken lassen. Aber sie tat es geschickt, verflocht die Bewegung in die Notwendigkeit des Umblätterns. Der kleine, dunkle Herr lächelte. Er lächelte wirklich? Sie wußte es nicht ganz gewiß, aber sie schlug die Beine übereinander; es war eine gänzlich zwecklose Bewegung; aber man mußte sie tun; man konnte nicht stillhalten unter diesem Lächeln. — Aktienkurse — eine volle Seite Zahlen. Wie viele Menschen ihr Glück doch den Zeitungen anvertrauen. Wie? Nein. Der kleine, dunkle Herr hatte nichts geäußert. Er hatte sich geräuspert. Olga lächelte. Er würde sich noch oft räuspern müssen.

Sie blätterte um, sie ließ die Zeitung ein wenig sinken, doch scheute der gerade Blick sie wieder hinter das Papier. — Eine Geschichte — die Romanfortsetzung. Man kannte den Anfang nicht, wie konnte eine Fortsetzung interessieren. Der Anfang ist das Wichtigste. Der Anfang entscheidet eigentlich schon. Sie blätterte um. Sie spürte die Spannung der Fortsetzung, sie spürte, daß sie die Handlung hielt, vielleicht behalten würde. Das verpflichtete. — Um ihren Mund stand die Andeutung eines Lächelns. Es streifte verirrt den kleinen, dunklen Herrn, und glitt zum Fenster hinaus. Olga ließ die Zeitung sinken. Jetzt wird er den Mund aufstellen. Jetzt wird er sagen: „Eine heitere Lektüre, Gnädigste, ich wartete auf dieses Lächeln, der Roman ist von mir.“ Oder er wird eine Plattheit sagen. Ich werde das verzeihen, wenn sein Organ somatisch ist. Vielleicht ist er Sänger, vielleicht Schauspieler? Ich war diesem Menschen bisher fern, es würde mich interessieren. Ich liebe die glattrasierten Gesichter.

„Es ist ganz reizend, daß Sie die Zeitung doch noch einmal aus der Hand legen“, sagte der kleine, dunkle Herr; „sehen Sie sich doch hinter ein Modellblatt, aber nicht ausgerechnet hinter den „Börsen-Courier“!“

Olga zählte. — Eine Dame sollte sich nicht nachmittags in ein Café setzen. Es kann passieren, daß sie angelockt wird. — Sie ging hinaus. Wortlos. Die Straße empfing sie mit lärmendem Beifall.

Jugend von heute.

Ihr tadelst die Jugend, die immer erst steht,
Wenn neue Kräfte sich formen und regen.
Was roh euch erscheint und falsch und verdreht,
Ist oft nur Wachsen und Aufwärtbewegen.
Die Jugend läßt durch die Fenster hinaus
Den müßigen Duft der „Guten Stube“,
Sie räumte viel Plunder aus Herz und Haus
Und stöhnte emsig vom Dach bis zur Grube.
Sie zog den Schleier mit stürmender Kraft
Von mancher liebenswürdigen Lüge,
Und sie entfernte mit Leidenschaft
Die Sofaschoner und Überzüge.
Sie leuchtete unbarmherzig hinein
Selbst in der Seele verschwiegenste Gedanken,
Sie riss das Mafarkubett von dem Schrank
Und von dem Klavier die Schälchen und Decken.
Sie nahm die vergoldete Gipsfultur
Und zogte unter herzlichem Lachen
Respektlos Tücher und Polster
Bei diesem Frühlings-Groß-Netznamen.
So wird sie auch künftig zu eurem Schmerz,
Die Rechte natürlicher Jugend wahren,
Und über manches verknöcherte Herz
Mit einem elektrischen Staubsauger fahren! P.U.L.